

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Band: 64 (1955)
Heft: 3

Artikel: Zwei Pagoden von Saigon-Cholon
Autor: Kermadec, Jean-Michel de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-547837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZWEI PAGODEN VON SAIGON-CHOLON

Von Jean-Michel de Kermadec

Obwohl von riesiger Ausdehnung, ist China überbevölkert. Ueber 500 Millionen Einwohner, deren Zahl Jahr für Jahr noch steigt, leben aus teilweise unzulänglichen Quellen. Frühere Auswanderungsgebiete haben sich in den letzten Jahrzehnten verschlossen. So stiegen die Einwanderungsziffern in jenen Ländern, in denen noch Einsickerungsmöglichkeiten bestanden; ein solches Land war Indochina. 1936 zählte Indochina 326 000 Chinesen, 1943 589 000, 1950 schon 906 000 und ein Jahr später bereits 1 500 000. Die Chinesen achten darauf, ihre Sitten und Gebräuche zu behalten; so haben sie für ihre religiösen Kulte eigene Pagoden gebaut, von denen der nachfolgende Artikel erzählt, den wir, etwas gekürzt und übersetzt, der uns von der französischen Botschaft in Bern zur Verfügung gestellten, in Saigon herausgekommenen Zeitschrift «Indochine, Sud Est Asiatique» entnommen haben.

Die Redaktion.

Um zu verstehen, was die zahlreichen chinesischen Pagoden der Gegend von Saigon-Cholon zu bedeuten haben, muss man vor allem wissen, dass die Chinesen einer jeden der vielen Religionsgemeinschaften die Gottheiten und «Schutzpatrone», die sie als ihre besonderen Beschützer betrachten, in ihrer eigenen Pagode und auf besondere Art verehren wollen. In einem geographisch engen Raum kann man deshalb, in vielleicht zwanzig verschiedenartigen Pagoden, die Gebräuche und Religionsübungen der verschiedensten chinesischen Provinzen finden.

Die reichste und interessanteste der chinesischen Pagoden in Cholon ist ohne Zweifel die Pagode der Guten Mutter A-Pho, die Pagode der Chinesen von Kanton. Symbolischerweise liegt sie im Mittelpunkt einer Häusergruppe, die sowohl den Sitz der Religionsgemeinschaft als auch die kantonesische Schule umfasst; sie einigt auf diese Weise die drei Elemente der chinesischen Tradition: Tempel, Verwaltungszentrum, Schule.

Diese Pagode, die deshalb die schönste und reichste sein muss, weil die Kantonesen in Cholon die mächtigste Gruppe sind, ist auch eine der typischsten. Sie zeigt die Volksreligion fast im Reinzustand, ohne nennenswerte Beimischung von Buddhismus oder Taoismus, was aber keineswegs hindert, dass die Buddhisten dort bei Gelegenheit ihre Hauptfeste feiern. Dieser Tempel, in dem die Kantonesen ihre besondere Beschützerin verehren, gleicht genau den tausend andern Tempeln, in denen in ganz China tausend Gottheiten und Schutzpatrone von grösserem oder kleinerem Ruf verehrt werden. Obwohl der Kult der Guten Mutter, der «Kaiserin des Himmels» nicht sehr alt ist, gilt diese doch als sehr mächtige Dame. Sie ist die Göttin des Meeres, Beschützerin der Fischer, Reisen-

den und Seeleute, die ausgesprochene Schutzpatronin der Händler, deren Handel vor allem auf dem Seewege vor sich geht.

Nach der Legende ist die Göttin am 23. Tage des dritten Mondmonats des Jahres 742 auf einer kleinen Insel der Küste von Fukien geboren worden. Sie war sehr fromm und besonders der Kwan Yin, der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit ergeben. Zu ihrer Ehre wahrte sie ihre Jungfräulichkeit. Es ist eigenartig festzustellen, dass ihre Legende von buddhistischen Ideen geprägt ist, obwohl ihr Kult kein Anzeichen des Buddhismus trägt. Eines Tages fiel sie in einen ohnmachtsähnlichen Schlaf. Die erschreckte Familie — das Volk glaubt, dass im Zustand des tiefen Schlafes die Seele sich weit vom Körper entfernt und die Gefahr besteht, dass sie nicht mehr zurückkehrt — versuchte alle Mittel, sie zum Bewusstsein zurückzurufen. Als sie endlich wieder zu sich kam, machte sie der Familie bittere Vorwürfe: «Warum habt ihr mich nicht bei meinem Tun gelassen? Meine Brüder waren in Gefahr.»

Als die Brüder heimkehrten, erzählten sie, dass ihnen die Schwester wirklich inmitten eines Sturms erschienen sei und sie beschützt habe, doch dass sie, im Augenblick, als sie einem mit den Wellen kämpfenden Bruder die Hand entgegenstreckte, plötzlich verschwunden sei, so dass der junge Mann ertrank. Künftig hütete man sich, sie bei ähnlicher Gelegenheit zurückzurufen.

Gegen das 11. Jahrhundert kamen Händler von Korea zurück und gerieten vor der Insel der Göttin in einen Sturm. Sie erschien ihnen und leitete sie zum Hafen, und sie errichteten im Dorf ihrer Geburt ihr erstes Heiligtum. Endlich, im Jahre 1634, ernannte der Kaiser Wen, den sie bei einer seiner Expeditionen beschützt hatte, zur Himmelskaiserin,

und ihr Kult verbreitete sich im ganzen Reich. Nach den Bewohnern von Fukien übernahmen die Kantonesen den Kult dieser Göttin.

In Cholon ist ihre Pagode nach dem überlieferten Plan gebaut worden: auf beiden Seiten des Ein-

fängts, ist die Hilfe von oben am notwendigsten; von der Güte dieses Anfangs hängt die weitere Folge ab. Deshalb ist der Erste des Mondmonats der Tag, an dem man gewöhnlich der Gottheit seinen Besuch abstattet und sich ihrer Hilfe versichert. Am



Junge Vietnamesin mit Kind. Zeichnung von Margarete Lipps, Zürich.

gangs befindet sich der Gott des Ortes oder Gott des Bodens, der auch Gott des Glücks genannt wird. Diese Nebengottheit ist sehr wichtig, denn von ihrem Wohlwollen hängt es ab, ob der Ort für den Besucher glückbringend oder unheilvoll ist. Es gibt unzählige Bodengötter, jeder Ort besitzt seinen eigenen, der oft im Volksglauben durch ein Tier — Fuchs, Schlange, Ratte oder Drache — verkörpert wird.

Im Hofe stehen ungeheure Kohlenbecken, in denen an den günstigen Tagen der Gottheit Papiergeld und Gebetrollen verbrannt werden, während ungeheure von der Decke herabhängende Weihrauchspiralen an einige reiche Gläubige erinnern, die sich dem Gedenken der Göttin empfohlen haben. Verbrennen heisst in China in geistiges Leben übergehen.

Wie auch die grossen Mandarine immer zwischen zwei Beisitzern sitzen, so ist auch der Altar «Unserer guten Mutter» von zwei Nebengottheiten eingerahmt: rechts die Drachenkönigin, links die «Dame mit der goldenen Blüte», eine Gottheit, die von Tschekiang stammt und die eine der sehr zahlreichen Spenderinnen von Kindern und Beschützerin des Kindesalters ist.

Ein Tempeldiener, der sich rechts befindet, muss mit einigen Glockenschlägen und einem Trommelwirbel anzeigen, wenn ein Gläubiger sich vorstellt. Anscheinend erlauben subtile Verschiedenheiten, die der Grosszügigkeit des Opfers entsprechen, die Gottheit von der Wichtigkeit ihres Kunden zu benachrichtigen.

Von besonderen Ereignissen des Lebens abgesehen, fallen die Tage des Kults immer mit einem «Beginn» zusammen. Denn wenn man etwas an-

Neujahrstag als Beginn des Jahres, drängt sich eine ungeheure Menge im Tempel, bestrebt, sich die Gnade der Göttin zu erwerben. Schliesslich finden bei Gelegenheit des Geburtstages der Göttin Festlichkeiten, die drei Tage dauern, statt; jeder bringt ihr schöne Papierkleider und Papiergeld, die feierlich verbrannt werden. Dafür erwartet der Spender kostbare Beweise ihrer Dankbarkeit.

Der Gottesdienst ist sehr einfach und vorwiegend von Frauen besucht. Er beschränkt sich auf Verbeugungen vor den Standbildern; Weihrauch und Papiere werden verbrannt, das Schicksal wird befragt. Kein eigentliches Gebet und keine Zeremonie, bloss einige rituelle Gesänge, die von Pagodiendienerinnen gemurmelt werden.

Auf dem Vorhof stehen den Gläubigen Spezialisten zur Verfügung, die ihnen Orakel zu deuten suchen oder für sie Briefe schreiben. Und alles geht in freudiger, kindlicher Bewegung vor sich, ein genaues Bild dessen, was für den Chinesen die Volksreligion bedeutet: ein einfacher, leicht ausübender Kult, der weniger die Gottheit zu ehren, als sich ihrer Gunst zu versichern sucht, und sich weder mit Theorien noch mit schwierigen Gedankengängen befasst.

Nun noch über ein rein buddhistisches Kloster: Es handelt sich um das «Kloster des purpurroten Bambuswaldes», das an der Grenze von Cholon liegt. Seine Atmosphäre steht in seltsamem Gegensatz zu jener der anderen Pagoden; sie besteht aus Andacht und Ruhe, und der klassische Weihrauchduft, der leicht in der Luft schwebt, ist hier bloss Einladung zur Meditation.

Dieses Kloster ist ganz neu gegründet: im Jahre 1950 wurde es von einigen Mönchen, die aus China

geflohen waren, gebaut. Der Abt, Sohn eines reichen Händlers von Schanghai, bekehrte sich im Alter von zwanzig Jahren zum Buddhismus und durchzog China auf der Suche nach dem wahren Licht. Nachdem er alle heiligen Orte besucht hatte, erhielt er in Peking die buddhistische Priesterweihe. Diese Zeremonie der Priesterweihe, die die vollkommene Aufnahme des Novizen unter die Bonzen ausdrückt, besitzt eine Liturgie, die der Grösse nicht entbehrt: der Haupttritus besteht darin, auf den rasierten Schädel des unbeweglichen Kandidaten neun Körner brennenden Weihrauchs, symbolisch die neun Grade der vollkommenen Erleuchtung, zu legen. Und auf immer werden auf dem rasierten Schädel des Mönches die drei Reihen von drei parallelen Narben sichtbar bleiben.

Der Abt ist der lebenswürdigste Gastgeber, da die Gastfreundschaft eine der den Mönchen empfohlenen Tugenden ist; er liebt lange moralische und metaphysische Unterhaltungen. Mit Stolz zeigt er den Besuchern die grosse, helle, lichterfüllte Konventhalle, wo wir die klassischen Standbilder der drei grossen goldenen Buddhas finden, hinter denen in einem Glasgehäuse eine Statue der Kwan-Yin, der Göttin der Barmherzigkeit, von über vier Metern Höhe lächelt. An den Wänden buddhistische trippeln in der andachtsvollen Stille, während ein Bonze für eine aufmerksame Gläubige Gebete murmelt. Doch täuschen wir uns nicht: Weihrauch, Verbeugungen, Orakel, lange Gebete, fromme Werke, selbst die Götterbilder, all das ist für einen erleuchteten Buddhisten nur ein Mittel. Das Ziel ist, die Seele von der Materie zu befreien auf dem Wege ständigen Emporsteigens, das heisst der Wiederverkörperung auf einer immer höheren Stufe. Durch Askese und Meditation, in der er sein Nichts begreift, sucht er jede Begierde in ihrer Wurzel zu zerstören und so die Kette der Wiederverkörperungen abubrechen und die endgültige Befreiung zu erreichen. Was das Nirvana betrifft, wohin die wahre Befreiung führen soll: es ist nicht erkennbar, und niemand kann es beschreiben. Man darf sich damit auch gedanklich nicht befassen, denn so würde man dem Erreichen des Ziels entgegenarbeiten, da selbst der feinste, leiseste Wunsch die Seele von neuem in die unerbittliche Kette der Wiederverkörperungen zurückführen würde.

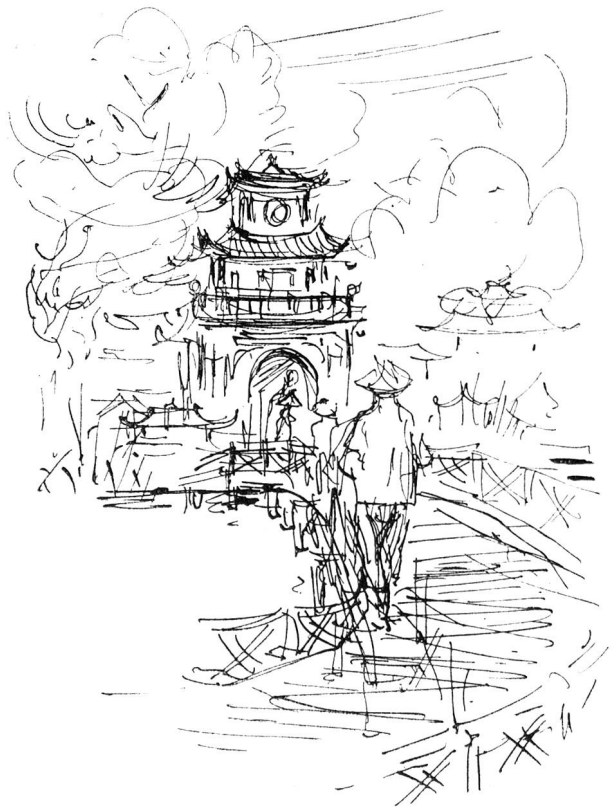
Der Tag eines Bonzen wickelt sich nach einer unveränderlichen Ordnung ab, die derjenigen unserer westlichen Klöster sehr ähnlich ist. Es ist übrigens nicht undenkbar, dass sich diese durch die christlichen Gemeinden Zentralasiens auf das buddhistische chinesische Mönchtum, das im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Gestalt annahm, ausgewirkt haben. Der Keuschheit und der Armut geweiht, die meiste Zeit schweigend, erhebt sich der Mönch um fünf Uhr beim Glockenschlag, sein Tag ist in lange Meditationen, Studium und Dienst an der Allgemeinheit aufgeteilt. Er isst sehr kärglich, das Essen eines Lebensmittels tierischer Her-

kunft wie Eier, Fleisch oder Fisch gilt ihm als Verbrechen.

Die Unbeweglichkeit und der Friede der Bonzen, die ihre Gebete verrichten, sind eindrucksvoll. Diese haben vor allem den Sinn der Verzauberung, das Psalmodieren in einer einfachen, eintönigen Melodie hilft der Seele, sich zu befreien.

Jedes der Schlaginstrumente, die das Gebet begleiten und skandieren, hat seine symbolische Bedeutung. Die grosse Glocke, die täglich mehrmals ertönt, ist Symbol der Reinheit und der Geisteskraft und stärkt die Seele; die Trommel mit ihrem dunklen Wirbel ist Bild des universellen Wiederhalls des Gesetzes Buddhas, die höchste und letzte Stimme des Heils; jenes hohle Holz, das die Chinesen Holzfisch nennen und das die Gebete mit hohem Ton auf traumverlorene Weise skandiert, stellt das Geöffnetsein der Seele für die geistige Wirklichkeit dar. Und die verschiedenen Glöckchen sind Symbole der buddhistischen Gebote, die den Gläubigen wie Glocken in der Dunkelheit durch das Leben begleiten.

Der Mönch, der das Heil zu finden entschlossen ist, muss sich einem langen Studium hingeben; viel Mühsal ist notwendig, um zur letzten Einfachheit der vollkommenen Erleuchtung zu gelangen, die den Geist von allen Fesseln der materiellen Welt befreit. Ist sie nicht der Mühe eines Mathematikers ähnlich, der eine lange Reihe von Gleichungen auf Null zu reduzieren sucht?



Pagode in Vietnam. Zeichnung von Margarete Lipps, Zürich.